

Melancholie des Abschieds

Unser absurder Alltag: Essayist Götz Eisenberg erinnert sich an Begegnungen mit Wilhelm Genazino / Was er dem Schriftsteller abzulernen versucht

GIESSEN. Jeden Tag, den ich jetzt noch an der Lahn verbringen kann, empfinde ich als Geschenk, als Zugabe des Sommers. Ich habe beinahe das komplette Corona-Jahr an der Lahn verbracht. Die Lahn war mein Fluchtpunkt und meine Rettung. Das Wasser ist durch die kalten Nächte der letzten Zeit bereits merklich kühler geworden. Ausgiebiges Baden im Fluss ist nicht mehr möglich, ich schwimme ein paar Züge und steige dann wieder heraus. Ich sitze am Ufer, blinzele in die schon tief stehende Sonne. Der Betrieb des Sommers ist abgeflaut, es ist ruhiger geworden. Ab und zu gleitet ein Paddelboot vorüber, man nickt sich zu oder hebt grüßend die Hand. Die älteren Menschen, die jetzt noch unterwegs sind, führen keine Bluetooth-Boxen mit sich und genießen die Stille über dem Fluss.

Blätter treiben auf dem Wasser, gelegentlich schwimmt ein Apfel vorüber. Schwäne ziehen ihre Bahn. Neben dem Steg finden sie einen Apfelkrotzen und streiten sich um ihn. Sie zerren an ihm wie Hunde an einem Knochen und fauchen böse. Zwei Eisvögel fliegen im Tiefflug übers Wasser und setzen sich auf einen Ast am Ufer. Von dort aus stürzen sie sich in den Fluss und tauchen meist mit einem Fisch im Schnabel wieder auf. Ihre kurzen, markanten Rufe dringen vom anderen Ufer zu mir

herüber. Sie wirken stets etwas hektisch, als hätten sie ihr Ritalin nicht genommen. Am späten Nachmittag liegt ein leichter Geruch von Feuer in der Luft und erinnert mich an die Kartoffelfeuer meiner Kindheit. Auf dem Weg hierher habe ich unter einem Strauch Haselnüsse aufgesammelt. Ich suche nach einem geeigneten Stein und beginne, sie zu knacken. Jede zweite ist taub und weist bei genauerem Hinsehen ein Wurmloch auf. Frische Haselnüsse schmecken köstlich und ich ärgere mich, dass ich nicht mehr in die Hosentasche gesteckt habe.

Ich hole eine Literaturzeitung aus dem Rucksack und beginne einen Text von Wilhelm Genazino zu lesen. Eine Literaturkritikerin hat vor etlichen Jahren Gespräche mit ihm geführt und diese nun fast zwei Jahre nach seinem Tod in der Zeitschrift „Schreibheft“ (Nummer 95, August 2020) veröffentlicht, deren Mitherausgeber Genazino in den 1980ern gewesen ist. Der Text zieht mich in seinen Bann, und ich vergesse alles um mich herum. Genazino erzählt von seiner Kindheit im Mannheim der Nachkriegszeit, vom Aufwachsen in einer kleinbürgerlichen Familie und seinem schulischen Scheitern. Die Halbwüchsigen sammeln in den noch herumliegenden Trümmern Eisen, schrauben Wasserhähne und Türklinken ab und

bringen sie zum Schrotthändler. Vom Erlös gehen sie sonntags ins Kino oder kaufen sich erste Taschenbücher. Wilhelm absolviert eine Lehre in einer Speziation.

Nebenbei beginnt er, für verschiedene lokale Zeitungen kleinere Berichte und erste Texte zu schreiben. Er schildert es als Glücksfall, in der Berufsschule einem Deutschlehrer zu begegnen, der ihn für Literatur begeistert und mit guten Büchern versorgt. Ihm wird klar, dass das seine Welt sein wird. Aber wie gelangt man dorthin? Er absolviert ein Volontariat bei der Rhein-Neckar-Zeitung, holt das Abitur nach und studiert in Frankfurt Germanistik, Philosophie und Soziologie.

Er besucht Veranstaltungen von Jürgen Habermas, Alfred Schmidt und Alfred Lorenzer, der ihn mit der Psychoanalyse bekannt macht. Er schreibt Hörspiele für den Rundfunk und eine längere Reportage für das Satiremagazin „Pardon“ und wird dort kurze Zeit später Redakteur. „Pardon“ war die erste Adresse für eine gewisse Form klugen und

radikalen Humors.

Hier lernt er zum ersten Mal im Leben leibhaftige Künstler kennen, deren Lebensform ihn fasziniert. Es war eine abseitige Welt, eine Welt von Außenseitern und gewollten Nichtsnutzen. Vor allem Eckhard Henscheid hatte es ihm angetan, dessen Kunst keinen Wert darauf legte, verstanden zu werden. „Es sollte Sinnlosigkeit produziert werden. Das war unser Privatstarrsinn in der Nacht. Wir fühlten uns auch sinnlos.“ Ende der 1970er Jahre erscheinen Genazinos Abschaffel-Romane, deren Held ein kleiner Angestellter ist, und er verpuppt sich zum Schriftsteller. Genazino wurde für mich zu dem, was man einen Lebensschriftsteller nennen könnte. Mit großer Zuverlässigkeit erschien in den vergangenen vier Jahrzehnten beinahe alle zwei Jahre ein schmaler Roman, mit mehr oder weniger schrägem Titel. Ich erwartete den „neuen Genazino“ immer schon sehlichst und verschlang ihn dann umgehend. Ich hatte das Glück, Wilhelm Genazino einige Mal zu begegnen. Er folgte meiner Einladung, vor Gefangenen in der JVA Butzbach zu lesen.

Diese Lesungen wurden in der Sprache der Gefangenen ein „echter Kracher“. Wie viel ich Genazino und seinen Büchern verdanke, wurde mir eigentlich erst klar, als mich vor Jahren ein



Götz Eisenberg

Buchhändler auf die Verwandtschaft meiner „Ethnologie des Inlands“ mit den Romanen Genazinos ansprach. „Was ich mache, ist bei Lichte betrachtet angewandter Genazinismus“, erwiderte ich, und so ist es wohl auch. Ich verdanke ihm unendlich viel. Vor allem die Kunst, mit wachen Sinnen durch die Stadt zu gehen und noch den kleinsten Kleinigkeiten eine Bedeutung abzugewinnen, habe ich versucht ihm abzulernen. Die Kolumne, die ich seit gut zwei Jahren für diese Zeitung schreibe, wäre ohne ihn nicht denkbar. Über die Lektüre und das Nachdenken über Genazino habe ich gar nicht bemerkt, dass die Sonne gesunken und es kühl geworden ist auf meinem Steg. Ich besteige das Rad und kehre in die Stadt zurück, wo neue Erfahrungen und Beobachtungen auf mich warten, die nach der Methode Genazino bearbeitet werden wollen.

*

Götz Eisenberg ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Er arbeitete jahrzehntelang als Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug. Er ist Mitinitiator des Gießener Georg-Büchner-Clubs. Eisenberg arbeitet an einer fortlaufenden „Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus“, deren dritter Band unter dem Titel „Zwischen Anarchismus und Populismus“ erschienen ist.

Foto: Archiv